



Theologische Handreichung und Information

für Lehre und Praxis der lutherischen Kirche

Herausgegeben vom Dozentenkollegium des
Lutherischen Theologischen Seminars Leipzig

31. Jahrgang • September 2013 • Nr. 3

INHALT:

1. Gottfried Herrmann: Mit dem Herzen lernen – Auswendiglernen, nicht nur ein Thema für Kinder
2. Jörg Kubitschek: Mission in kleinen Gemeinden – Aus welchen Gründen treiben wir Mission?

Umschau:

- Das Wunder der menschlichen Sprache (Helmar Repmann)
- Buchanzeige: Hans Möller, Alttestamentliche Bibelkunde
- Vorlesungsverzeichnis des Luth. Theol. Seminars Leipzig (WS 2013/14)

Verkauft unter die Sünde

Die Ausleger waren von jeher geteilter Meinung darüber, ob Paulus in Röm 7,13-25 von dem redet, was er vor seiner Bekehrung erfahren hat, oder von dem, was er jetzt, seit er Christ ist, fort und fort an sich erfährt. Mit anderen Worten: Ob er an seinem eigenen Exempel hier den Zustand des Unwiedergeborenen oder den Zustand der Wiedergeborenen beschreibt. Die griechischen Kirchenväter fanden in dem ganzen Abschnitt den Unwiedergeborenen. Ebenso Augustinus in seiner frühen Zeit. Doch im Verlauf der pelagianischen Streitigkeiten [Pelagius leugnete die Erbsünde, 5. Jh.] änderte derselbe seine Ansicht und trat seitdem mit aller Energie dafür ein, dass hier das Ich des Wiedergeborenen redet. Die augustininische Auffassung bürgerte sich dann in der Kirche der Reformation ein, während die meisten römischen Katholiken, dann auch die Sozinianer und Arminianer den griechischen Vätern folgten. Luther zitiert das 7. Kap. des Römerbriefes etwa 110 mal. Zu Gal 5,17 schreibt er beispielsweise:

Auf dieselbe Weise redet Paulus von sich selbst in Röm 7,14: „Ich bin fleischlich, unter die Sünde verkauft...“ Und danach in V. 23: „Ich sehe ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüt...“ Ebenso in V. 24: „Ich elender Mensch...“ Hier mühen sich nicht allein die [mittelalterlichen] Scholastiker ängstlich ab, sondern auch einige von den Kirchenvätern, wie sie den Paulus entschuldigen möchten. Denn sie halten es für schmäherlich, wenn gesagt wird, dass dies auserwählte Rüstzeug Christi Sünde haben sollte. Wir schenken den Worten des Paulus Glauben, in welchen er offen bekennt, dass er unter die Sünde verkauft sei, gefangen genommen werde von der Sünde... Hier antworten sie uns: Der Apostel redet dieses in der Person des Gottlosen. Aber Gottlose beklagen sich nicht über das Widerstreben, den Kampf und die Gefangenschaft der Sünde, weil die Sünde mächtig in ihnen herrscht. Deshalb ist diese Klage recht eigentlich die des Paulus und aller Heiligen usw.

Darum haben diejenigen nicht allein unweise, sondern auch gottlos gehandelt, welche den Paulus und andere Heilige entschuldigt und gesagt haben, sie hätten keine Sünde. Denn mit diesem Vorgeben, welches aus Unkenntnis der Lehre des Glaubens entstanden ist, haben sie die Kirche des größten Trostes beraubt, die Vergebung der Sünden vertilgt und Christus überflüssig gemacht (Walch² 9,684f).

Das lutherische Bekenntnis beruft sich ebenfalls öfters auf Röm 7,14-25 und sieht darin einen Beweis dafür, dass auch den Gläubigen in diesem Leben noch der alte Adam anhängt, eine Beschreibung der täglichen Reue und Buße der Christen, die bis in den Tod währt (BSLK S. 964.447)... Ebenso haben auf reformierter Seite Zwingli, Bullinger, Calvin und ihre Nachfolger diese Stelle verstanden. In der Zeit des Pietismus wendete sich das Blatt. Während Spener noch bei der reformatorischen Auffassung blieb, kehrten die späteren Pietisten zur voraugustinischen Auffassung zurück. Diese wurde auch von den Rationalisten übernommen und wird heute von den meisten neueren Theologen festgehalten...

Ausleger, die unseren Text auf den Unwiedergeborenen beziehen, berufen sich darauf, dass hier dasselbe Ich redet wie in V. 7-12. Aber in V. 7-12 redet Paulus von sich selbst durchweg im Präteritum, in V. 13-25 durchweg im Präsens. Er beschreibt also zuerst seine vorchristliche Vergangenheit, dann seine christliche Gegenwart. Der Text bietet keinerlei Anhalt für die Annahme, dass der Apostel in V. 13ff seine Vergangenheit nur „vergegenwärtigt“. Und das, was er hier von sich selbst aussagt, passt schlechterdings nicht zum Unwiedergeborenen: Dem natürlichen, unbekehrten Menschen ein Wollen des Guten, Haß gegen das Böse, Übereinstimmung mit dem Gesetz zuschreiben zu wollen, ist pelagianisch... [vgl. Röm 8,7].

Mit dem Herzen lernen

Auswendiglernen – nicht nur ein Thema für Kinder

1. Allergische Reaktionen

Für viele ist schon das Wort „Auswendiglernen“ ein rotes Tuch. Sie sind selbst als Kinder zum Auswendiglernen genötigt worden und haben eine bleibende Allergie zurück behalten.

Wenn man als Pfarrer oder Lehrer bei Elternabenden für das Auswendiglernen wirbt, dann stößt man auf Argumente wie: „Kinder etwas auswendig lernen zu lassen, was sie gar nicht verstehen, ist doch eine mittelalterliche Methode... Sinnloses Pauken bringt nichts... Ich selbst kann mir auch nichts merken...“

Wie bei anderen Allergien geht es darum, heraus zu bekommen, was die Ursache für die Abwehrreaktion ist. Woher kommt es, dass so viele auf Auswendiglernen ablehnend reagieren? Verschiedene Faktoren spielen da eine Rolle. Die wichtigsten sind:

a) Freie Entfaltung kontra Erziehung?

Vor etwa 50 Jahren wurde in England die antiautoritäre Erziehung erfunden (Schule von Summerhill). Man war der Meinung, dass Kinder sich am besten entfalten können, wenn ihnen keinerlei Grenzen gesetzt werden. Alle Autoritäten, die etwas vorschreiben könnten, sind auszuschließen.

Inzwischen hat man längst gemerkt, dass das leider nicht funktioniert. In einer Gesellschaft mit anderen Menschen zusammenleben kann man nur, wenn man bestimmte Grenzen einhält und auf die Interessen anderer Rücksicht nimmt. Heranwachsende Kinder brauchen Grenzen. Sie suchen regelrecht danach. Wenn sie mit ihren Tests immer nur in Watte stoßen, werden sie nicht immer friedlicher, sondern aggressiver.¹

Der Theologe Helmut Thielicke schreibt in einem seiner Bücher: „Wir alle kennen doch das eine oder andere ‚in Freiheit dressierte‘ Erziehungsprodukt irdischer Eltern und wissen, was das für unausstehliche Bengel zu sein pflegen – nicht nur anderen unausstehlich, sondern vor allem sich selbst eine Last, leidend an und zerfallen mit sich selber, höchst unglücklich in ihrer Scheinfreiheit, die nichts von Furcht und Ehrfurcht und Grenzen weiß.“²

b) Lernen ohne Zwang?

Diese antiautoritäre Welle wirkt noch nach, auch wenn die grundlegenden Fehler inzwischen erkannt sind. Zu den Nachwirkungen gehört, dass viele Eltern bis heute meinen, Schule müsse vor allem „Spaß machen“ und dürfe auf keinen Fall mit Anstrengung verbunden sein.

Ein Beispiel: Was wünscht eine Mutter heutzutage ihrem Kind, das früh aus dem Haus geht? „Viel Spaß in der Schule!“ Da darf man fragen: Muss Schule un-

bedingt Spaß machen? Nein, die Schule ist nicht dazu da, unsere Kinder zu „bespaßen“. Mit solchen Sprüchen werden völlig falsche Erwartungen geweckt.

Lernen und Bildung, die in der Schule vermittelt werden sollen, machen nicht nur Spaß, sondern verlangen vor allem Konzentration und Fleiß.³ Dazu gehört auch, dass ich Dinge lernen muss, deren Sinn ich nicht gleich voll erfasse oder begreife. Dass ich Buchstaben erkennen und schreiben lerne, damit ich etwas entziffern und lesen kann, ist ja vielen noch einleuchtend (es gibt allerdings auch bei uns immer mehr Analphabeten). Dass ich die Grundrechenarten beherrschen sollte, um im Alltag einigermaßen klar zu kommen, ist manchem schon nicht mehr zu vermitteln. Es gibt ja Taschenrechner, auch auf meinem Handy oder Smartphone. Dass ich ein Lied lernen soll, um es singen oder mit einem Instrument begleiten zu können, übersteigt bei vielen schon die Toleranzgrenze.⁴

c) Verstehen kontra Lernen?

Gern wird von Eltern als Argument angeführt: „Es ist besser, etwas zu verstehen, als es auswendig zu lernen!“ Das ist richtig – jedenfalls auf den ersten Blick. Natürlich plädiert kein vernünftiger Mensch dafür, unverstandene Inhalte einfach auswendig zu „büffeln“.⁵ So besteht man keine Prüfung und so wird man auch nicht tauglich fürs Leben.

Aber auf der anderen Seite ist zu bedenken, dass mit diesem Argument (besser „verstehen“ als „auswendig lernen“) ein falscher Gegensatz aufgebaut wird. Lernen und Verstehen müssen und sollen sich nicht ausschließen. Wenn ich merke, dass mein Kind etwas nicht versteht (oder falsch versteht), was es sich einprägen soll, dann sollte ich reagieren. Ich muss erklären, was da gelernt wird – so gut es geht.⁶

Aber ich sollte nicht dem Irrtum verfallen, dass ein Kind nur das lernen darf und soll, was es zu 100% versteht und durchschaut. Erfahrene Pädagogen sagen uns etwas anderes. Ein Kind wächst nur dann in seiner Erkenntnis, wenn ich ihm nicht immer nur das vermittele, was es bereits kennt und voll versteht. Dann bleibt es auf der gleichen Stufe stehen, wo es stand. Geistiges Wachstum und Bildung geschehen vor allem durch die sog. „Mehrdarbietung“. Otto Schließke

³ Dass Kinder „spielend lernen“ sollen, war das berühmte pädagogische Konzept von Friedrich W. A. Fröbel (1782-1852). Aber seine Spieltheorie bezieht sich auf die frühkindliche (d.h. vorschulische) Erziehung. Das sollte man beachten!

⁴ Singen und Musizieren fördert nachgewiesenermaßen die Koordinationsfähigkeit des Gehirns mehr als vieles andere. Das zeigen Untersuchungen an Schülern aus den letzten Jahren

⁵ Aus Erich Kästners Rede zum Schulanfang stammt der berühmte Satz: „Der Mensch soll lernen, nur die Ochsen büffeln.“

⁶ Beispiele gefällig? Ein Kind lernt das Lied „Tochter Zion, freue dich“ so: „Doktor Zion, freue dich“. Oder: „Nun bitten wir den Heiligen Geist um den rechten Glauben allermeist, dass er uns behüte an unserem Ende, wenn wir heimfahraus diesem Gelände (Elende)“. Oder: „...und aus den Wiesen steigt der weiße Neger Wumbaba (Nebel wunderbar)“. – Fazit: Wenn man selbst als Kind keine Choräle gelernt hat, kann man die köstlichen Bücher von Axel Hacke nicht verstehen!

schreibt dazu: *Es ist eine der wichtigsten Erkenntnisse der Pädagogik, dass „Kinder am stärksten an Dingen reifen, die sie zunächst nur zum Teil verstehen. Man fordert daher für allen Unterricht eine Mehrdarbietung.“*⁷

Das heißt: Wir sollen unsere Kinder nicht möglichst unverständliches Zeug lernen lassen, sondern ihnen den zu lernenden Text – so gut es geht – erklären. Aber wir können auch davon ausgehen, dass sie nicht auf Anhieb alles begreifen, sondern im Lauf ihres Lebens immer weiter ins Verständnis des Gelernten eindringen.

d) Wie die Alten sungen...

Meine These ist: Die Abneigung gegen das Auswendiglernen ist weniger ein Problem der Kinder, die wir zu unterweisen haben, sondern der Eltern! Nicht wenige von ihnen wurden noch von den Resten der antiautoritären Welle beeinflusst. Sie sind z.B. oft der Auffassung, dass ihre Kinder nur das lernen sollten, was ihnen Spaß macht. Sie merken nicht, dass sie damit falsche Erwartungen in den Kindern wecken und ihnen selbst (ungewollt) den Zugang zum Lernen verbauen.

Eine solche Haltung kommt zum Ausdruck, wenn Eltern zu Haus dem Kind sagen: „Das ist ja fürchterlich, was du da alles lernen sollst. So ein sinnloses Auswendigpauken! Ich konnte mir als Kind auch nichts merken.“ So wird eine Aversion gegenüber dem Auswendiglernen gefördert. Damit hilft man dem Kind nicht – wie man meint –, sondern behindert es in seiner geistigen Entfaltung und Regsamkeit.

Besser wäre es, wenn die Eltern sagen: „Ich verstehe, dass dir das Lernen schwer fällt. Mir ist es als Kind auch so gegangen, weil mir niemand gezeigt hat, wie man das richtig macht. Das bedauere ich heute. Ich will dir helfen. Wir lesen den Text jetzt gemeinsam und sagen ihn jeden Tag zusammen auf.“ So wird dem Kind eine positive Haltung gegenüber dem Auswendiglernen vermittelt. Gemeinsame Erfolge spornen an.

2. Körperlich und geistig fit – sind wir das?

Wir leben in einer Wohlstandsgesellschaft. Uns geht es eindeutig zu gut. Wir wissen nicht mehr, was Mangel bedeutet. Wir können (fast) alles sofort haben: Obst und Südfrüchte im tiefsten Winter, Telefonate und aktuelle Informationen sofort übers Handy oder auf dem Notebook, jedes Essen, was uns schmeckt...

Wir können fast jede körperliche Anstrengung vermeiden. Wir benutzen Rolltreppen und Fahrstühle, statt Treppen zu steigen. Wir fahren auch kurze Strecken lieber mit dem Auto, als zu laufen. Wir können nicht mit dem Fahrrad zu unserer Arbeitsstelle fahren, weil wir da ins Schwitzen kommen – und Schweißgeruch ist heutzutage absolut unerträglich. Wer hat schon in der Firma eine Möglichkeit zum Duschen!

Die Folgen kennen wir: Mehr als die Hälfte unserer Bevölkerung ist übergewichtig. Wir bewegen uns zu wenig und essen zu gut. Gewiss: Es gibt Fälle krank-

hafter Veranlagung zur Fettsucht, das will ich nicht bestreiten. Aber das betrifft nur wenige Ausnahmefälle.

Manche machen sich selbst etwas vor. Etwa wenn sie behaupten: „Das liegt einfach in unserer Familie. Wir haben alle so einen starken Körperbau...“ Oder scherzhaft: „Bei mir reicht es schon, wenn ich morgens die fetten Schlagzeilen in der Zeitung lese, um zuzunehmen...“ Viele haben auch ein schlechtes Gewissen dabei, weil sie sich falsch ernähren und zu wenig bewegen. Oder der Arzt sagt es ihnen.

Wenn wir begreifen, dass es uns an körperlicher Fitness fehlt, bleibt nur, dass wir etwas dafür tun. Dann gehen wir ins Fitnessstudio, fangen an mit Joggen, Nordic-Walking oder Radfahren. Auf diese Weise gelingt es (mit viel Mühe), überflüssige Pfunde abzubauen.

Was wir aus dem körperlichen Bereich kennen, gibt es auch im geistigen Bereich (wohlgemerkt: geistig, nicht geistlich! Darum geht es später noch). Hier leiden wir weniger an Überernährung, sondern an Unterernährung. Auch hier siegt unsere Bequemlichkeit und macht uns träge. Wir haben es nicht mehr nötig unser Gehirn anzustrengen: Wenn wir 29+15 addieren müssen, nehmen wir den Taschenrechner. Eine Telefonnummer oder einen Geburtstag muss ich mir nicht mehr merken. So etwas zeigt mir mein Handy oder Notebook an. Um auf Reisen mit dem Auto zurecht zu kommen, brauche ich keinen Orientierungssinn und keine Landkarte mehr, da sagt mir die freundliche Dame im Navigationsgerät: „Nach 100 Metern rechts abbiegen...“

Und dann gibt es die segensreiche Erfindung des Internets. So bekommen wir innerhalb kürzester Zeit (sofern wir nicht gerade in einem Funkloch stecken) unendlich viele, topaktuelle Informationen. Wir brauchen keine Briefe mehr zu schreiben und zum Briefkasten zu bringen. Unsere e-Mails erreichen ihre Empfänger nach wenigen Sekunden in Amerika oder Australien.

Problematisch wird das Ganze vor allem dadurch, weil wir unseren Geist nicht mehr anstrengen müssen. Wir haben direkten Zugang zu einer beispiellosen Menge von Wissen. Wir müssen uns nicht die Mühe machen, irgendwelche Fakten oder Daten umständlich nachzuschlagen oder zu recherchieren. Es ist alles sofort abrufbar. Wir werden durch eine Flut von Informationen förmlich überschwemmt. Aber die Menge bürgt nicht automatisch für Qualität. Die Masse der Nutzer (user) ist keine Garantie für die Wichtigkeit oder den Wahrheitsgehalt. Bei den bekanntesten Suchmaschinen (wie z.B. Google) rangieren die Seiten an erster Stelle, die am häufigsten aufgerufen werden. Das besagt nichts über ihren Wert. Vielleicht steht der beste Beitrag zu meinem Thema auf Seite 23. Aber soweit komme ich gar nicht beim Blättern.

Die sog. „sozialen Netzwerke“ (z.B. Facebook) sind genau besehen eigentlich ganz „unsozial“. Sie verleiten dazu, mit anderen Menschen nur noch elektronisch zu verkehren, statt ihnen persönlich zu begegnen. Vieles beruht da auf Selbsttäuschung. Am Ende glaube ich selbst noch, so zu sein, wie ich mich im Internet „geschönt“ darstelle.

¹ Die verschiedenen Formen des jugendlichen Protestes (Punkszene, rechte Ideologien) sind oft eine Folge davon, dass Kinder nicht zum Respekt vor anderen und vor Grenzen der eigenen Freiheit erzogen worden sind. Man versucht aufzufallen und Widerspruch hervorzurufen, wenn nötig – um jeden Preis.

² H. Thielicke, Das Bilderbuch Gottes, Gütersloh 1959, S. 14.

⁷ Zit. nach: Gisela Opitz, Guten Morgen, schöne Welt; Berlin EVA 1980, S. 155.

In einer christlichen Zeitung wurde kürzlich die Frage diskutiert, ob das Internet dumm macht.⁸ Ich kann dem Ergebnis des Beitrages zustimmen: Das Internet macht keineswegs zwangsläufig dumm! Man kann auch dieses Medium sinnvoll nutzen, wenn man lernt damit umzugehen. Bei nicht wenigen – gerade auch jungen – Menschen führt der häufige Internetgebrauch allerdings zu krankhaften Erscheinungen. Man spricht von „digitaler Demenz“. Wo diese vorliegt, da lässt man sich nur noch von den elektronischen Medien berieseln und ist zu keiner geistigen Anstrengung oder Entscheidung mehr fähig. Dabei braucht gerade unser Gehirn die aktive Bewegung, wenn es nicht einrosten soll. Denn:

„Das menschliche Gehirn besteht aus etwa 100 Milliarden Nervenzellen, die dadurch lernen, dass sich die Verknüpfungen zwischen ihnen gebrauchsbhängig verändern. Dabei wird das Gehirngewebe zuweilen – wie ein Muskel – messbar größer oder dichter. Etwa eine Million Milliarden solcher Verknüpfungen – die Synapsen – unterliegen in der permanenten Großbaustelle Gehirn einem beständigen Abbau, Neubau und Umbau: Was nicht eingesetzt wird, wird weggeräumt; nur wenn Neues gelernt wird, entstehen neue Verbindungen. Daraus folgt: Täglich 7,5 Stunden Mediennutzung (das ist der Durchschnitt bei Schülern!) muss im Gehirn eines Kindes oder Jugendlichen zwangsläufig schwere negative Auswirkungen haben.“⁹

3. Geistlich fit sein – das kann man lernen

Was wir bisher allgemein über das Lernen und geistige Fitness gesagt haben, geht nun aber in besonderer Weise auch uns als Christen etwas an. Das Auswendiglernen begegnet uns ja als Problem meist erstmals in der kirchlichen Unterweisung. Lange bevor Lehrer in der Schule wagen, ihren Schülern derartiges abzuverlangen, haben Pfarrer und Eltern damit zu tun. Und da kommen dann die Fragen: Kann man von Kindern schon im ersten Schuljahr verlangen, dass sie Liedverse, Katechismusstücke (Gebote, Glaubensartikel) oder Bibelsprüche auswendig lernen? Ist das nicht zu viel verlangt? Schreckt das die Kinder nicht ab? Sie sollen doch Gefallen am christlichen Glauben und ihrer Gemeinde finden!

Dass bei solchen Überlegungen eigene schlechte Erfahrungen und unrealistische pädagogische Erwartungen eine Rolle spielen, haben wir (oben) schon gesehen.

Ich möchte hier aber noch einen Schritt weiter gehen und sagen: Das Einprägen von Bibelworten oder Liedversen gehört zum unerlässlichen Handwerkszeug eines Christen. In der Bibel wird uns das jedenfalls an nachahmenswerten Beispielen vorgeführt:

Schon im 1. Psalm heißt es: „Wohl dem..., der Lust hat am Gesetz (Wort) des Herrn und sinnt über seinem Gesetz Tag und Nacht! Der ist wie ein Baum gepflanzt an Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit,

und seine Blätter verwelken nicht. Und was er macht, gerät wohl!“ (Ps 1,2f)

Im Neuen Testament wird Timotheus ermahnt: „Du aber bleibe bei dem, was du gelernt hast und was dir anvertraut ist; du weißt ja, von wem du gelernt hast und dass du von Kind auf die Heilige Schrift kennst, die dich unterweisen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Christus Jesus...“ (2Tim 3,14f).

Und von Maria heißt es in der Weihnachtsgeschichte zweimal: „Sie behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen“ (Lk 2,19+51).

Gerade das zuletzt genannte Beispiel der Maria zeigt, worum es beim Auswendiglernen von Gottes Wort eigentlich geht. Sie „behält“ die Worte, d.h. sie prägt sie sich ein. Nicht nur äußerlich, damit sie diese auf Abfrage gedankenlos herunterrasseln kann. Sie merkt sich diese Worte, damit sie darüber in aller Ruhe nachdenken kann.

In der englischen Sprache sagt man für unser Auswendiglernen „to learn by heart“ (mit dem Herzen lernen). Genau das tut Maria. Unser deutscher Ausdruck „auswendig lernen“ lenkt unsere Vorstellungen in eine falsche Richtung. Es geht ja beim Lernen von Gottes Wort gerade nicht darum, etwas „nur äußerlich“ festzuhalten! Sondern das Lernen dient dem tiefen inneren Einprägen. Wir müssten also besser sagen „inwendig lernen“.

Was von Maria berichtet wird, das nennt man heute gern „Meditation“, d.h. tieferes Eindringen durch Nachdenken und Sich-Beschäftigen damit. In diesem „biblischen“ Sinne benutzte auch Luther den Begriff „Meditieren“, wenn er schrieb:

„Du sollst meditieren, das ist, nicht allein im Herzen, sondern auch äußerlich, die mündliche Rede und buchstäblichen Worte im Buch immer treiben und reiben, lesen und wieder lesen, mit fleißigem Aufmerken und Nachdenken, was der Heilige Geist damit meint. Und hüte dich, dass du nicht überdrüssig wirst, oder denkst, du hast es einmal oder zwei genug gelesen, gehört, gesagt, und verstehst es alles bis auf den Grund; denn da wird nie ein guter Theologe daraus.“¹⁰ Und das gilt auch für jeden Christen.

Damit stehen wir noch einmal vor der Frage der Motivation. Warum sollte ich mir die Mühe machen, Bibelworte oder Liedverse auswendig zu lernen? Welchen Sinn hat das? Dafür gibt es mindestens drei gute Gründe:

1. Den ersten Grund nennt Luther im angeführten Zitat: Damit ich immer besser und tiefer in Gottes Wort und seinen Sinn eindringen kann. Das war es, was Maria tat. Sie lernte im Lauf der nächsten Jahre immer besser verstehen, was da bei der Geburt ihres Sohnes Jesus gesagt worden war, nicht zuletzt unter dem Kreuz. – Auch uns geht es so, dass wir den Tiefgang einer Bibelstelle (z.B. unseres Tauf- oder Konfirmationsspruches) erst viel später begreifen lernen – oft genug auch unter dem Kreuz, das uns auferlegt wird. Dazu müssen wir das Wort aber kennen und nicht längst vergessen haben.

¹⁰ WA 50,659; Walch² 14,434ff.

2. Der zweite Grund: Es ist sinnvoll, sich so etwas wie eine „eiserne Reserve“ für den Glauben anzulegen, d.h. einen Vorrat für die Not. Es gibt bewegende Berichte von Christen, die als Gefangene in Straflagern jahrelang ohne Bibel auskommen mussten und sich nur mit auswendig gelernten Bibelworten geistlich über Wasser halten konnten.

Und: Heute erleben wir es, dass immer mehr Menschen so alt werden, dass sie nicht mehr selbst in der Bibel lesen können. Da ist es eine große Hilfe, wenn man an bekannte Worte anknüpfen kann. Bei Andachten in Pflege- und Altersheimen erlebt man es immer wieder, dass völlig apathische Menschen plötzlich einen Liedvers oder einen Bibelspruch mitsprechen oder –singen, den sie als Kind gelernt haben. Leider ist bei sehr vielen Menschen diese Reserve nur äußerst gering, weil man sich in den großen evangelischen Kirchen schon seit mehr als 50 Jahren davon verabschiedet hat, Kinder Bibelworte oder ähnliches auswendig lernen zu lassen. Wenn ich mir aber als Kind nur Kindergebete eingepägt habe¹¹, dann bleiben auch nur diese in der tiefsten Schicht meines Gedächtnisses hängen.

3. Noch ein dritter Grund sei genannt: Das Auswendiglernen macht Sinn, weil es unsere Sprachfähigkeit in Sachen des Glaubens verbessert. Seit Jahren wird in den evangelischen Landeskirchen geklagt, dass es kaum noch Christen gibt, die in Worten ausdrücken können, was sie glauben. Deshalb werden neuerdings verstärkt Glaubenskurse angeboten, damit Christen lernen, was sie eigentlich glauben. – Dabei ist eine durch regelmäßiges Lesen erworbene Bibelkenntnis von unschätzbarem Wert.

Der bekannte Theologieprofessor Michael Herbst (Greifswald) beantwortete die Frage, ob er mit der Bibel unter dem Arm zu Seelsorgegesprächen geht, in seinem jüngsten Buch so: „Nein. Aber ich bringe meinen Studenten bei, die Bibel als Seelsorger zu lesen. Und wenn ich mit der Bibel lebe, kann ich darauf hoffen, dass mir die geeigneten Worte im richtigen Moment auch zufallen...“¹²

Hier kommt übrigens auch Luthers Kleiner Katechismus ins Spiel. Er liefert uns eine geniale Zusammenfassung der zentralen biblischen Lehren. Mancher Formulierung merkt man an, dass sie 500 Jahre alt ist. Aber bisher hat es noch keiner geschafft, etwas Vergleichbares in so komprimierter und einprägsamer Sprache auf Deutsch zu verfassen.

4. Praktische Hilfen fürs Lernen

Es war schon die Rede davon, wie viel beim Lernen von den Beweggründen (Motivation) abhängt. Und weil die Abneigung gegen das Auswendiglernen häufig mit der falschen Herangehensweise bzw. den schlechten Erfahrungen der Eltern zusammenhängt, sollen hier noch ein paar Tipps aus der Praxis folgen.

¹¹ Zum Beispiel: „Ich bin klein, mein Herz mach rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein.“

¹² Michael Herbst, Beziehungsweise, Grundlagen und Praxisfelder evangelischer Seelsorge, 2012 (zit. nach: Idea Spektrum 2012/34, S. 16).

Auswendiglernen selbst will gelernt sein. Es ist eine Kunst, sich etwas einzuprägen, um es zu behalten und nutzen zu können. Früher sprach man von der „Ars memorandi“, der Kunst sich etwas zu merken (memorieren). Was dieser Begriff meint, wird an einem Beispiel deutlich:

Was ein *Memory-Spiel* ist, weiß heute jedes Kind. Es geht darum, wo das gleiche Motiv (Bild) schon einmal aufgetaucht ist. Kinder sind Meister darin. Selbst Vorschulkinder schlagen locker die Erwachsenen. Sie haben ein unverbrauchtes und vor allem optisch orientiertes Gedächtnis. Sie erfassen die Spielfläche mit einem Blick und speichern den Eindruck im Gehirn auf ihrer Festplatte als Grafik ab.

Was hier spielerisch geschieht und Kindern Spaß macht, sollte man auch für das gezielte Einprägen von Wissen (Lernstoff) nutzen.

Tipp 1: Was Hänschen lernt, lernt Hans immer mehr!

Das Bsp. Memory-Spiel zeigt, dass Kinder besonders gut sind, wenn es darum geht, sich etwas einzuprägen. Das liegt daran, dass ihr Gehirn noch voll aufnahmefähig und unverbraucht ist. Sie saugen alles, was sie hören, sehen oder erleben, auf wie ein Schwamm. Das gilt im Positiven wie im Negativen. Deshalb spricht man davon, dass frühkindliche Erfahrungen für das ganze Leben prägend sein können.

Wir sollten das für das Aneignen von Wissensstoff und Fähigkeiten nutzen. Man kann mit dem gezielten Lernen bei Kindern kaum zu früh anfangen. Zwischen dem 3. und 8. Lebensjahr scheint ihre Aufnahmefähigkeit am Größten zu sein.

Danach nimmt sie schon wieder ab. Deshalb ist es töricht, wenn Eltern meinen, ihre Kinder sollten im 1. oder 2. Schuljahr möglichst noch nicht mit Lernen oder gar Auswendiglernen strapaziert werden, um ihnen nicht die „schöne Kindheit“ zu verderben. Normal entwickelte Kinder wollen in diesem Alter lernen. Sie sind richtig heiß darauf.¹³ Da kann man erleben, dass sich der große Bruder im 2. Schuljahr mit dem Lernen eines Katechismusstückes abquält, während ihm die fünfjährige Schwester vorsagt, die noch nicht einmal selbst lesen kann. Sie hat den Lernstoff nach mehrfachen Hören schneller drauf als der Bruder. Also, nur Mut, trauen Sie ihren Kindern (Enkeln) ruhig etwas zu!

Nun ist aber das Lernen nicht etwa eine Kunst, die man entweder als Kind beigebracht bekommen hat, oder man lernt sie nie. Nein, man kann sich das auch später noch ganz gut aneignen. Es fällt eben nur schwerer, weil unser Gedächtnis (unsere Festplatte) inzwischen mit allem Möglichen ausgefüllt ist. Und wie wir schon gehört haben: Unser Gehirn wird immer träger, je weniger wir es belasten. Deshalb ist es schon für die geistige Fitness nötig, dass wir mit zunehmendem Alter ganz bewusst weiter Neues aufnehmen und

¹³ Vgl. dazu z.B. neuerdings: Michael Winterhoff, Tyrannen müssen nicht sein, Warum Erziehung allein nicht reicht – Auswege, Gütersloh 2011 (Goldmann-TB 17202), S. 211f.

⁸ Idea Spektrum 2012/35, S.18ff.

⁹ Manfred Spitzer, Digitale Demenz, Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen, München Droemer 2012 (zit. aaO.).

verarbeiten. Da ist es gut, wenn man auf Vorhandenes aufbauen kann.

Das gilt vor allem auch im geistlichen Bereich. Was ich als Kind oder Jugendlicher an Bibelworten und Liedversen gelernt habe, das kann ich in späteren Jahren verarbeiten und sinnvoll anwenden. Und ich sollte nie aufhören, weiter zu lernen. Nichts ist dem Teufel lieber, als wenn ein Christ träge wird und nur noch „vom Eingemachten lebt“ (d.h. vom Konfirmandenwissen).

Das setzt voraus, dass ich nicht bequem werde und jede Anstrengung zu vermeiden suche. Regelmäßiges Lesen in der Bibel und die Teilnahme am Leben meiner Gemeinde erfordern einiges an Selbstüberwindung und Ausdauer. Aber es ist schon so, wie es der Karikaturist Wilhelm Busch einmal auf den Punkt gebracht hat: „*Der liebe Gott muss immer zieh'n, dem Teufel fällt's von selber zu.*“

Tipp 2: Weniger ist oft mehr!

Es gibt Christen, die nehmen sich vor, mindestens einmal im Jahr die ganze Bibel durchgelesen zu haben. So lobenswert es ist, fleißig in Gottes Wort zu lesen: Ich frage mich, was es bringen soll, wenn man Bibellesen als eine Art Extremsport-Ersatz betreibt. Wenn ich meinen Körper mit Nahrungsmitteln vollstopfe, dann zeigen sich beizeiten Abwehrreaktionen. Auch bei geistlicher Nahrung kommt es auf die Dosierung an. Weniger ist da oft mehr, zumindest besser verdaulich.

In Klöstern halten die Mönche über den ganzen Tag verteilt ihre Stundengebete. Dabei werden ein oder mehrere Psalmen gesungen. Innerhalb eines Jahres kommt man so durch den ganzen Psalter. Das klingt gut. Aber M. Luther, der das selbst jahrelang praktizieren durfte, klagt heftig darüber, dass man dadurch zum gedankenlosen Plappern der Texte verleitet wird. Er kannte auch später den ganzen Psalter in Latein auswendig. Aber erst durch gründliche Beschäftigung mit den einzelnen Texten ist er immer tiefer in diese Schatzgrube des geistlichen Lebens eingedrungen.

So etwas mag wohl auch Nikolaus von Zinzendorf (1700-1760) als abschreckendes Beispiel vor Augen gehabt haben, als er 1731 damit begann, seiner Brüdergemeinde in Herrnhut jeden Tag einen Bibelvers (später zwei) als Losung mit auf den Weg zu geben. Diesen einen Vers konnte man sich merken und den ganzen Tag darüber nachdenken (ihn im Herzen bewegen). – Natürlich kann man diese „Losungen“ missbrauchen, indem man sie wie ein Horoskop für den Tag benutzt oder indem man immer nur diesen einen bzw. zwei Verse liest. Aus dem Zusammenhang gerissen kann er leicht missverstanden werden. Und Zinzendorf wollte damit alles andere als vom täglichen Bibellesen abhalten!

Wir sollten uns deshalb, wenn wir uns als Erwachsene Bibelworte oder Liedverse einprägen, nicht zu viel vornehmen. Eine begrenzte Menge ist sinnvoller, als wenn ich mich überfordere und bald frustriert wieder aufhöre. Gerade am Anfang sollte ich mir nicht zu viel auf einmal zumuten. Kleine Schritte liefern Erfolgserlebnisse, die zum Weitermachen anregen.

Auch bei Kindern dürfen wir den Bogen nicht überspannen. Gewiss, sie sind sehr aufnahmefähig. Aber wenn wir zu viel fordern, erreichen wir nicht selten das Gegenteil: statt Lust und Freude – Frust und Ablehnung.

Tipp 3: Jeder nach seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten!

Schon beim Lernen der Kinder kann man beobachten, dass es erhebliche Unterschiede in der Auffassungsgabe gibt. Die Einen lesen oder hören einen Text ein- oder zweimal und kennen ihn anschließend auswendig. Andere brauchen tagelange Wiederholungen, um sich etwas einzuprägen.

Das hat nichts mit Intelligenz oder Dummheit zu tun. Es gibt einfach verschiedene Lerntypen. Da sind zum einen die Blitzmerker (Schnellerner), denen das Behalten scheinbar nur so zufällt. Sind sie nicht zu beneiden? Andere quälen sich Stunden und Tage lang herum, bis etwas in ihrem Gedächtnis hängen bleibt. Ist das nicht ungerecht?

Hier ist Vorsicht geboten. Wir urteilen schnell oberflächlich. Die Blitzmerker haben den Lernstoff zwar schnell parat, aber sie vergessen ihn auch ebenso schnell wieder. Er muss deshalb in der nächsten Zeit häufig wiederholt werden, damit er dauerhaft hängen bleibt. Die Langsamen brauchen mehr Zeit, um den Lernstoff aufzunehmen. Aber wenn sie ihn einmal gespeichert haben, dann sitzt er auch – und zwar meistens auf Dauer.

Wir sehen daran: Es ist nötig, dass jeder selbst seine Fähigkeiten testet. Ich muss herausfinden, welcher Lerntyp ich bin. Neben den genannten beiden Extremen gibt es natürlich jede Menge Übergangsformen. Wenn ich ein Blitzmerker bin, dann sollte ich genügend Zeit zur Wiederholung einplanen, um gegen das Vergessen gewappnet zu sein. Wenn ich etwas langsamer aufnehme und verarbeite, dann brauche ich mich nicht entmutigen zu lassen. Meine Stärke liegt dann im besseren Behalten.

Zu den individuellen Besonderheiten gehört auch, dass ich herausfinden muss, über welches Medium (Mittel) mein Gehirn am besten ansprechbar ist.

a) Viele Menschen sind optische Typen, d.h. sie nehmen am besten auf, was sie gesehen haben. Es gibt Leute, die können sich noch nach Jahren erinnern, in welcher Straße oder welchem Haus sie schon einmal gewesen sind. Oder sie können zwar sagen, wo etwas steht, wissen aber nicht genau was da steht.

Bsp.: Unsere Theologiestudenten müssen in der Bibelkunde lernen, an welchen Stellen wichtige Bibelworte stehen. Auf die Frage: „Wo steht ‚Also hat Gott die Welt geliebt‘ [das Evangelium in nuce, in der Nussschale]“, antwortete mir ein Student: „Das steht in meiner Bibel in der linken Spalte oben.“ Er hatte es vor Augen, konnte sich aber die Stellenangabe (Joh 3,16) nicht merken.

b) Es gibt aber nicht nur optische Typen. Andere sind akustisch veranlagt. Sie müssen einen Lerntext mehrfach laut lesen, damit sie ihn im Gehör haben, dann merken sie sich ihn.

c) Bei nicht wenigen Menschen geschieht das Einprägen auch durch „Bewegung“. Man spricht vom motorischen Typ: Sie müssen den Text irgendwie selbst „bewegt“ haben, damit er hängen bleibt. Das kann dadurch geschehen, dass ich etwas z.B. mit der Hand aufschreibe oder auch durch Singen bewege. Gerade bei Liedern ist das Singen eine ideale Methode zum Vertiefen. Das ist ein Grund dafür, warum sich die Botschaft der Reformation vor allem auch durch Choräle verbreitet hat.

Was wir einmal gesungen haben, womöglich als schwierigen Chorsatz eingeübt haben, dringt tief in unser Gedächtnis ein. Ich kann mich heute noch an Chorsätze erinnern, die uns bei Singewochen vor 40 Jahren beigebracht worden sind. Und auf diese Weise lassen einen ja nicht nur die Melodien, sondern auch die gesungenen Texte nicht los.

Tipp 4: Nicht jeder Text ist fürs Lernen gemacht!

Beim Auswendiglernen spielt es eine große Rolle, ob Texte dafür geeignet sind oder nicht. Es gibt Texte, die direkt für das Einprägen geschaffen wurden. Das gilt zum Beispiel für Lieder, die durch ihren Reim oder ein bestimmtes Versmaß besser im Gedächtnis haften bleiben. Wenn sich die nächste oder übernächste Verszeile reimen oder die Betonung auf eine wichtige Silbe fällt, kann das kolossal hilfreich sein. Wir kennen das alle von Gedichten, die wir in der Schule lernen mussten.

Prosatexte sind meist weniger einprägsam. Aber auch hier kann man durch geschickte Wortwahl und Wortstellung zur Einprägsamkeit beitragen. Wir kennen das z.B. von Bibelversen. Da spielt die sprachliche Kunst des Übersetzers eine erhebliche Rolle. Manche von den neueren deutschen Bibelübersetzungen ist zwar relativ flüssig zu lesen, aber kaum lernbar. Nehmen wir zum Vergleich zwei bekannte Stellen:

• Mt 11,28

Kommt her zu mir alle¹⁴, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. (Luther)

Kommt alle her zu mir, die ihr euch abmüht und unter eurer Last leidet! Ich werde euch Ruhe geben. (Hoffnung f. alle, 2002)

Kommt alle her zu mir, die ihr müde seid und schwere Lasten tragt, ich will euch Ruhe schenken. (Neues Leben, ähnl. Einheitsübersetzung)

[Ihr plagt euch mit den Geboten, die die Gesetzeslehrer euch auferlegt haben.] Kommt alle zu mir, ich will euch die Last abnehmen. (Gute Nachricht, 1997)

• Röm 3,28

So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. (Luther)

Also steht fest: Nicht wegen meiner guten Taten werde ich von meiner Schuld freigesprochen, sondern erst, wenn¹⁵ ich mein Vertrauen allein auf Jesus Christus setze. (Hoffnung f. alle, 2002)

Wir werden durch den Glauben vor Gott gerechtfertigt und nicht durch das Befolgen des Gesetzes. (Neues Leben)

Denn für mich steht fest: Allein aufgrund¹⁶ des Glaubens nimmt Gott Menschen an und lässt sie vor seinem Urteil als gerecht bestehen. Er fragt dabei nicht nach Leistungen, wie das Gesetz sie fordert. (Gute Nachricht, 1997)

Dass der Luthertext leichter eingängig zu sein scheint und sich besser lernen lässt, liegt nicht nur daran, dass wir an ihn gewöhnt sind. Es hat auch etwas mit Luthers außergewöhnlichen dichterischen Fähigkeiten zu tun. Das räumen heute sogar evangelikale Fachleute ein, die nicht mit der Lutherbibel groß geworden sind.

Arndt E. Schnepfer stellt in einem Buch die (seiner Meinung nach) 28 schönsten Bibeltexte zum Auswendiglernen zusammen und er sagt dazu:

„In allen Fällen habe ich auf die Übersetzung Martin Luthers (Revision von 1984) zurückgegriffen. Für sie gibt es meines Erachtens keine Alternative. Ihre einprägsamen und sprachlich schönen Sätze erleichtern das Auswendiglernen an vielen Stellen. Andere Bibelübersetzungen mögen exakter und moderner sein, zum Auswendiglernen fehlt ihnen meist die Prägnanz.“¹⁷

M. Luther weicht nicht selten von der üblichen deutschen Wortfolge ab (auch im Katechismus). Das ist zwar dann grammatisch nicht ganz korrekt, aber kein Versehen, sondern gewollt. Durch die Umstellung der Worte erreicht er, dass ein wichtiges Wort hervorgehoben wird.

Beispiel: „... und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“ (Mt 28,20). Grammatisch korrekt müsste es heißen: „...lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe“. Durch Luthers Wortfolge wird das „alles“ betont – und das mit voller Absicht.

Auch durch die Benutzung von Formen des altdeutschen Stabreims (Alliteration) erreicht Luther eine gewollte Einprägsamkeit.

Beispiel: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, dass sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen“ (Mt 5,16). Im ersten Satzteil beginnen 4 Worte mit „L“. Bei dreien von ihnen folgt ein heller Vokal („e“ oder „i“). Das ist Absicht: Es soll zusätzlich der einladend-freundliche Ton dieses Satzes vermittelt werden.

Als Hilfe zum Lernen können auch sog. „Eselsbrücken“ oder Merkhilfen dienen. Manches merkt man sich einfach besser, wenn man bewusst eine Gedankenverbindung damit verknüpft. So lassen sich z.B. Jahreszahlen oder Daten leichter einprägen.¹⁸

Ein Beispiel ist ein Reimvers für die Sonntagsnamen der Passionszeit und ihre Reihenfolge:

¹⁶ Das „aufgrund“ macht den Glauben zur Ursache für die Rechtfertigung. Im griech. Text steht ein Dativ (*pistei*), der den instrumental Charakter des Glaubens ausdrücken will.

¹⁷ A. Schnepfer, Brunnen für die Seele, Wuppertal R. Brockhaus 2010, S. 34.

¹⁸ Altbekanntes Bsp. für den wichtigen Sieg Alexanders des Großen bei Issos (Türkei) im Jahr 333 v.Chr., der ihm den Weg nach Osten öffnet: „Drei-drei-drei = bei Issos große Keilerei.“ Oder aus der Bibelkunde: 4 x 6 = 24 für den Anfangsvers des Aaronitischen Segens: „Der Herr segne dich und behüte dich...“ (4 Mose 6,24).

¹⁴ Luther betont durch die außergewöhnliche Wortstellung das „alle“.

¹⁵ Die Rechtfertigung wird hier durch das „wenn“ (Bedingung) von meiner Zustimmung abhängig gemacht. Aber durch Christi Opfertod sind alle Menschen gerechtfertigt, nur nehmen nicht alle dieses Angebot an!

In	= Invokavit
rechter	= Reminiszere
Ordnung	= Okuli
lerne	= Lätare
Jesu	= Judika
Passion	= Palmarum

Tipp 5: Die beste Zeit am Tag ist mein!

Als Letztes noch ein Tipp zur Lernmotivation. Das Erlernen von Texten (Lyrik oder Prosa) ist nicht nur eine Aufgabe für Kinder, wie ich schon am Anfang zu zeigen versucht habe. Auch als Erwachsener sollte ich mich damit beschäftigen. Das kann richtig Freude machen, auch wenn es uns Älteren nicht mehr so leicht fällt wie Kindern.

Wichtig ist dafür, dass ich meine (vielleicht) negativ geprägte Haltung gegenüber dem Auswendiglernen überdenke und gegebenenfalls zu korrigieren versuche. Ich kann mir z.B. vornehmen, bekannte Bibelverse nach und nach zu lernen (oder sie mir wieder einzuprägen). Es ist ratsam, dabei in kleinen Schritten vorzugehen: Etwa indem ich mir jede Woche einen Vers vornehme und ihn jeden Tag morgens und abends laut lese und aus dem Gedächtnis wiederhole (z.B. den Wochenspruch, der am Ende unserer Sonntagsgottesdienste verlesen wird).

Jeder sollte sich dafür eine günstige Zeit im Tagesablauf wählen. Mancher nimmt sich früh Zeit, um Andacht zu halten, ehe er aus dem Haus geht. Da kann der eingeübte Vers mich durch den Tag begleiten. Andere

finden eher am Ende des Tages Ruhe für Andacht und Gebet. Dann nehme ich einen gelernten Vers mit in die Nacht und kann ihn bei Schlaflosigkeit wiederholt abrufen. Psychologen sagen uns, dass das, was ich am Abend als Letztes sehe oder höre tiefer als anderes in mein Bewusstsein eindringt. Warum sollte das nicht ein Bibelspruch oder Choralvers sein?

Schließlich: Es fällt den meisten von uns leichter, wenn wir etwas gemeinsam tun. Das ist schon bei der körperlichen Fitness so. Solange wir allein gegen unseren alten Schweinehund ankämpfen, lassen wir die Jogging-Runde oder andere sportliche Übungen gern mal ausfallen. Wenn wir es aber mit Freunden zusammen tun, macht es Spaß. Und unser alter Adam ist im Zugzwang, er möchte sich vor anderen nicht blamieren. Deshalb gehen viele gemeinsam ins Fitnessstudio.

Können wir das nicht auch für unser geistliches Fitnessprogramm nutzen? Etwa indem wir mit unseren Kindern, unserem Ehepartner oder Freunden gemeinsam lernen, z.B. bei der Andacht einen Bibelvers gemeinsam ansagen oder ein Lied auswendig singen?

Das heilbringende und heilende Wort unseres Gottes ist es wert, dass wir unsere Phantasie einsetzen, um ihm in unseren Herzen Raum zu schaffen. Wäre es nicht schön, wenn man auch von uns wie von Maria sagen könnte: „*Sie behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen*“ (Lk 2,19.51)?

Gottfried Herrmann

(Vortrag, gehalten beim ELFK-Samstagseminar im Oktober 2012 in Saalfeld und bei der Pastoralkonferenz im Juni 2013 in Nerchau. Der Verfasser ist Dozent am Luth. Theol. Seminar in Leipzig)

Missionsarbeit in kleinen Gemeinden

Aus welchem Gründen treiben wir Mission?

„In einer kleinen Gemeinde ist man noch mehr auf Mission angewiesen, als in größeren.“ Das sagte mir vor einiger Zeit ein junger Mann. Damit sprach er etwas aus, was immer wieder an Wahrnehmung über das Leben in einer kleinen Gemeinde zu hören ist. Was der junge Mann meinte, war, dass man in kleineren Gemeinden die Notwendigkeit zur Mission viel eher vor Augen hat, als in einer großen Gemeinde. Es war eine wohlwollende Äußerung, die ich an der Stelle gehört habe. Aber es zeigt mir, dass bei manchen große Unklarheit darüber besteht, wie das Leben in einer kleinen Gemeinde aussieht. Worin unterscheidet es sich vom Leben einer größeren Gemeinde? Wie sieht die Arbeit eines Pastors in einer solchen Gemeinde aus? Ich möchte deshalb hier einen kleinen Einblick in eigene Erfahrungen geben, die ich als Pastor in einer „kleinen Gemeinde“ gemacht habe. Dabei sollen natürlich auch Missionsmöglichkeiten in kleinen Gemeinden zur Sprache kommen. Ich werde dabei auf einige Missverständnisse eingehen, die mir immer wieder einmal begegnen. Mir ist bewusst, dass das Beispiel meiner Gemeinde und meiner Arbeit nur einen speziellen Einblick geben kann, denn die Verhältnisse, in denen kleine Gemeinden leben, sind sehr

unterschiedlich. Es gibt aber einige grundlegende Dinge, die sich in jeder Gemeinde ähneln oder gar gleich sind.

1. Was ist eine kleine Gemeinde?

Wann eine Gemeinde groß und wann sie klein ist, hängt immer davon ab, womit man sie vergleicht. Vergleichen wir die Gemeinden unserer Ev.-Luth. Freikirche (ELFK) mit den Gliederzahlen der Großkirchen in unserem Land, dann haben wir lauter kleine Gemeinden. Mit Gliederstärken zwischen 20 und 300 würde keine unserer Gemeinden in Landeskirchen ein eigenes Pfarramt haben.

Dass ein solcher Vergleich nichts bringt, ist uns allemal vor Augen. Nicht die Zahl der Glieder macht eine lebendige Gemeinde aus, sondern die Gnadenmittel, die in ihrer Mitte im Gebrauch sind und die Freude, mit der sich die Gemeinde um das Wort und die Sakramente versammelt.

Aber auch im Blick auf unsere eigenen Gemeinden sind Unterschiede festzustellen. Wir haben Gemeinden, deren Gliederzahl deutlich unter dem Durchschnitt liegt. Hier ist es sinnvoll, nach dem Warum zu fragen und darauf zu schauen, wie in Zukunft die Arbeit in diesen Gemeinden möglich ist und unterstützt werden kann.

Was in unserem Synodalverband eine kleine Gemeinde ist, wird häufig daran festgemacht, wie viele Glieder sie zählt und wie weit sie in der Lage ist, ihre finanziellen Verpflichtungen zu erfüllen. Diese beiden Kriterien sind nicht verkehrt. Aber wenn sie in direkten Zusammenhang gebracht werden, führen sie schnell zu falschen Schlussfolgerungen. Dann bekommt man Sätze zu hören wie: „*Kleinere Gemeinden müssen Mission treiben, damit sie finanziell auf die Beine kommen.*“ Aber ist die wünschenswerte finanzielle Selbständigkeit wirklich ein gutes Motiv zur Mission?

In den letzten Jahren wurden bei uns kleine Gemeinden oft als „Missionsgemeinden“ bezeichnet. Ich halte diese Bezeichnung für missverständlich. Jede Gemeinde ist eine „Missionsgemeinde“, ganz gleich ob sie groß oder klein ist. Wir alle haben den Auftrag Mission zu treiben, das Evangelium in die Welt hinauszutragen (Mt 28,19f). Wenn man den Begriff „Missionsgemeinden“ nur für kleinere Gemeinden benutzt, führt das zu dem Trugschluss, dass die Mission in den Hintergrund treten könnte, wenn eine gewisse Gliederzahl erreicht ist oder sich die Gemeinde finanziell selbst tragen kann. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum, vor dem wir uns hüten müssen. Wenn in unseren Kreisen zu hören ist, dass die kleinen Gemeinden eben Mission treiben müssen, damit sie finanziell von der Gesamtkirche unabhängig werden, dann weist das auf eine falsche Motivation hin. Mission treiben wir nicht nach Kassenlage, sondern im Auftrag unseres Herrn und zur Rettung unserer Mitmenschen.

Von einer „Missionsgemeinde“ kann man meines Erachtens dort sprechen, wo eine Gemeinde durch die Arbeit eines Missionars im Entstehen begriffen ist. So gab es nach der deutschen Wiedervereinigung in Süddeutschland eine Missionsarbeit unserer Kirche, durch die Menschen unter das Wort des Evangeliums gesammelt wurden. Aus dieser Sammlung ist eine kleine Gemeinde hervorgegangen, die heute zu unserem Synodalverband gehört. Damit ist sie aber keine ausgesprochene Missionsgemeinde mehr, auch wenn sie natürlich immer noch missionarisch tätig ist.

2. Worin unterscheiden sich kleine und große Gemeinden?

Eine kleine Gemeinde ist als Erstes eine **Gemeinde!** Wir sollten uns davor hüten, die Betonung zu sehr auf das „klein“ zu legen. Praktisch sieht es doch so aus: Ein Pastor in einer „kleinen“ Gemeinde muss an vielen Stellen dieselben Anforderungen und Aufgaben erfüllen wie ein Pastor in einer „großen“ Gemeinde. Für unseren Herrn Christus ist jede Seele wichtig. Mit ihm freut sich die Schar der Engel über jeden einzelnen Sünder, der Buße tut (Lk 15,7).

Es spielt keine Rolle, wie viele Glaubensgeschwister am Sonntag nebeneinander in der Kirchenbank sitzen. Jeder Einzelne hat es verdient, sonntags eine ordentliche Predigt zu hören, ganz gleich ob das in einer kleinen oder großen Gemeinde geschieht. Auch Bibelstunden, Advents- und

Passionsandachten wollen in der kleinen Gemeinde ebenso vorbereitet und gehalten werden, wie in einer großen Gemeinde. Der Arbeitsaufwand für den Prediger ist der gleiche. Das gilt auch für die Unterweisung der Kinder und Jugendlichen. Eine Stunde Unterricht dauert 60 Minuten. Ob den Unterricht ein oder fünf Kinder besuchen, ändert an dieser Rechnung nichts. Klar muss aber sein, dass auch ein einzelnes Kind die volle Konzentration des Lehrers beim Unterricht verdient hat.

In meiner Zeit, die ich jetzt in Thüringen dienen darf, habe ich drei junge Menschen durch den Unterricht zur Konfirmation führen dürfen. Immer habe ich die Kinder und später Jugendlichen im Einzelunterricht unterwiesen. Im Rückblick kann ich sagen, dass sich der „Aufwand“ gelohnt hat. Alle drei sind heute treue Glieder ihrer Gemeinde und Kirche, die am Leben ihrer Gemeinde teilnehmen, die sich einbringen und die wissen, ihr fundiertes Wissen zu gebrauchen. Dass das nicht allein am Unterricht liegt, sondern besonders auch am Elternhaus und nicht zuletzt an Gottes Gnade, soll dabei nicht unberücksichtigt bleiben. Heute ist es so, dass ich zwei Unterrichtsgruppen in der Gemeinde habe, um die ich mich mit demselben Aufwand an Zeit und Arbeit kümmern muss, und dass im Herbst ein weiteres Kind seinen Unterricht beginnt.

So wie die Kinder hat es auch jedes einzelne Gemeindeglied verdient, in Zeiten der Not und Anfechtung seelsorgerlichen Beistand zu bekommen, das heißt, im Pflegeheim oder am häuslichen Krankenbett besucht zu werden. Natürlich liegt die Zahl solcher seelsorgerlichen Besuche und Amtshandlungen in einer größeren Gemeinde höher, als in einer Gemeinde von 40 Gliedern. Schauen wir aber auf die „kleinen“ Gemeinden unserer Kirche, dann müssen wir auch die weite Zerstreuung (Diaspora) sehen, in der diese Gemeinden leben. Von Weitenhagen (b. Greifswald), Kleinmachnow (b. Berlin), Jüterbog, Wangen (Allgäu) und auch Saalfeld (Thüringen) sind mehrere Predigtplätze zu versorgen, die oft viele Kilometer auseinander liegen. Das hat zur Folge, dass ein Krankenbesuch schnell mehrere Stunden in Anspruch nehmen kann, weil der An- und Abfahrtsweg lang ist.

Auf all das möchte ich hinweisen, weil es ein oft gehörter Irrtum ist, dass Pastoren in kleineren Gemeinden grundsätzlich weniger zu tun haben und damit Freiraum für andere Arbeit hätten, besonders für die Mission. Eben weil ich solche Dinge immer wieder höre, beginne ich eine Woche oft damit, dass ich mir einen Aufgabenzettel schreibe, auf dem alles zu finden ist, was in der Woche erledigt werden muss: Predigt, Bibelstunde, Kinderunterricht, Besuche. Auf diesem Zettel steht nichts von den Aufgaben, die zusätzlich in unserer Gesamtkirche anfallen. Und trotzdem habe ich gut zu tun. Das liegt auch daran, dass sich die Arbeit in einer kleinen Gemeinde auf wenige Schultern verteilt. Vieles was im Umfeld der eigentlichen Arbeit getan werden muss, bleibt letztlich am Pastor hängen. Das Grundstück muss ordentlich aussehen. Ein Hausmeister oder jemand aus der Gemeinde, der sich um diese Arbeiten kümmert

könnte, ist nicht immer greifbar. Ich will mich über die Fülle der Arbeiten nicht beschweren. Im Gegenteil, die Arbeit macht mir viel Freude und ich wünschte mir, dass ich dafür mehr Zeit hätte, als sie mir zur Verfügung steht.

Zum Leben einer kleinen Gemeinde gehört aber auch der Blick auf ihren inneren Zustand. Oft ist es so, dass ein starkes Bewusstsein für die eigene Gemeinde und für die Verantwortung vorhanden ist, die man als Gemeindeglied hat. Aber nicht bei allen! Auch kleine Gemeinden kennen „Randsiedler“ und Problemfälle, denen sie nachgehen müssen. Das bedeutet, dass sich die Arbeit und der Einsatz für die Gemeinde auf noch weniger Schultern verteilen. Wenn man dann noch an diejenigen denkt, die krank sind oder im hohen Alter, so wird deutlich, dass es in den meisten Fällen ganz wenige übrig bleiben, die sich aktiv an der Arbeit der Gemeinde beteiligen können und wollen. Einen kleinen Einblick in die Einsatzbereitschaft kleinerer Gemeinden gibt uns das finanzielle Pro-Kopf-Aufkommen, das sich anhand der jährlichen Finanzberichte ablesen lässt. Ich bin immer wieder über die Opferbereitschaft erstaunt, die ich etwa in meiner Gemeinde erlebe. In unserer Kirche ist ein grundsätzlicher Trend, dass das persönliche Aufkommen in dem Maße steigt, je kleiner die Gemeinde ist.

Mit der Schilderung all dieser Dinge soll nicht gesagt sein, dass die Arbeit in einer kleineren Gemeinde etwa größer wäre, als es in großen Gemeinden der Fall ist. Auch sollen kleine Gemeinden nicht als Ideal dargestellt werden. Was ich erreichen möchte, ist, dass das Bild darüber, was eigentlich eine kleine Gemeinde ist, gerade gerückt wird. Sie ist als Erstes eine Gemeinde! Eine Gemeinde wie jede andere auch. Was sie unterscheidet, ist die Zahl ihrer Glieder. Hier wäre wohl weniger Arbeit in der Einzelseelsorge zu erwarten, aber selbst das wird durch verschiedene Faktoren, wie weite Wegstrecken wieder relativiert. Ein Pastor, der in einer unserer kleinen Gemeinden tätig ist, liegt nicht auf der faulen Haut, sondern hat reichlich zu tun, wenn er seine Verantwortung ernst nimmt.

3. Wie treiben kleine Gemeinden Mission?

Nun möchte ich zum eigentlichen Thema kommen. Wie sieht Missionsarbeit in einer kleinen Gemeinde aus? Wenn wir Mission treiben, dann tun wir das nach den Möglichkeiten, die wir als einzelne Gemeinde und als Gesamtkirche haben. Wie eine solche Missionsarbeit in kleinen Gemeinden aussehen kann, möchte ich an verschiedenen Beispielen zeigen. Auch wenn vieles davon auf die besonderen Verhältnisse in Saalfeld zugeschnitten ist, so mag doch manches ebenso in anderen Gemeinden möglich sein, ganz gleich ob die Gemeinde groß oder klein ist.

3.1. Mission braucht Missionare

Bevor ich 2001 als Pastor nach Saalfeld und Altengesees kam, waren unsere beiden Thüringer Gemeinden jahrelang vakant. Bis heute ist in den Gemeinden die Dankbarkeit dafür zu spüren, dass es in diesen Jahren trotzdem eine regelmäßige geistliche Versorgung gegeben hat. Jeden Sonntag fanden Gottesdienste in Alten-

gesees und Saalfeld statt. In seelsorgerlichen Notfällen war ein Vakanzpastor zur Stelle. Allerdings bleibt eine Vakanzzeit immer eine Notzeit. Denn die Versorgung der Gemeinde kann nur eine Notversorgung sein und für Mission bleibt kaum Zeit. Seit 12 Jahren wohne ich nun als Pastor der Gemeinde vor Ort. Sowohl in der Gemeindegliedarbeit, als auch für die Mission haben sich daraus neue Möglichkeiten ergeben.

Mission braucht Missionare! Ganz bestimmt ist der Pastor einer Gemeinde nicht der Einzige, der als Missionar tätig sein kann und soll. Alle sind aufgerufen. Doch vieles, was an Missionsarbeit getan werden muss, bleibt doch am Pastor hängen: Unterweisungen, die Ausarbeitung missionarischer Texte oder die Leitung von missionarischen Gemeindeveranstaltungen. Ja, oft ist der Pastor nach außen hin auch das offizielle Gesicht der Gemeinde. Das gilt vor allem in kleinen Gemeinden, in denen die Gemeindeglieder weit verstreut leben. Unser Hauptmissionsgebiet ist die Stadt Saalfeld. In Saalfeld sind wir vor allem durch die Pfarrfamilie vertreten. Zwar helfen andere Gemeindeglieder vor Ort mit, aber sie treten kaum an die Öffentlichkeit. Dabei ist ihr Dienst wichtig: Wenn einer die Gottesdienstzeiten für den Schaukasten ansehnlich ausdrückt, ein anderer Kuchen für Veranstaltungen bäckt und wieder ein anderer Einladungen verteilt, dann sind das alles Dinge, durch die Christen zu Missionaren werden. „In einer kleinen Gemeinde ist man ja besonders auf Mission angewiesen!“ Dieser Satz, so wie er gemeint war, ist schon richtig. Wir sehen immer wieder, wie nötig Mission in unserem Umfeld ist. In einer kleinen Gemeinde fällt sofort auf, wenn einer fehlt, wenn einer sich nicht mit einbringt.

Das gilt auch für die Mission. Das Bewusstsein dafür, dass die christliche Gemeinde ein kleiner Haufen ist (Lk 12,32), aber doch größer werden sollte, damit Menschen selig werden, ist in einer kleinen Gemeinde wahrscheinlich schneller geweckt, als in einer Gemeinde, die groß zu sein scheint und sich selbstzufrieden zur Ruhe setzt. Missionarisches Bewusstsein schaffen wir in der Gemeinde auch dadurch, dass wir uns immer wieder neue Gedanken machen, wie wir mit unseren Möglichkeiten neue Dinge ausprobieren können. Wenn wir dann Aufgaben untereinander aufteilen und jeder seinen Teil dazu beiträgt, dass Ideen praktisch umgesetzt werden, wird eine Gemeinde auch zu einer missionarischen Gemeinde, in der es nicht nur **einen** Missionar gibt.

Mission braucht Missionare. Je kleiner eine Gemeinde ist, umso weniger Missionare hat sie. Umso wichtiger ist es aber auch, dass sie wenigstens einen hat, der ihr vorangeht und die Arbeit konzentriert angeht. Wir, die wir in kleinen Gemeinden leben, die wir auch nicht nur mit uns selbst befasst sein wollen, sondern ein reges Interesse an Mission haben, sind dankbar dafür, dass wir hier Unterstützung von unseren Schwestergemeinden bekommen. Ein eigenes Pfarramt selbst zu unterhalten, und zwar so, dass der Pastor alle seine Aufgaben in Gemeinde und Mission erledigen kann, ist bei uns bisher nur durch diese Hilfe möglich.

3.2. Mission braucht Möglichkeiten

Wie eine Gemeinde Mission treibt, hängt auch von ihren Möglichkeiten und Voraussetzungen ab. In was für einem Umfeld lebt sie? Welche Räumlichkeiten kann sie nutzen? Es ist ein Unterschied, ob eine Gemeinde eigene Räumlichkeiten hat oder ob sie sich im Wohnzimmer von Gemeindegliedern trifft. Es ist ein Unterschied, ob eine Gemeinde in einem kleinen Dorf zu Hause ist oder in einer Stadt. In unserer Gemeinde ist beides zu finden. Während wir in Saalfeld einen eigenen Kirchsaal und ein Bibelstundenzimmer haben, feiern wir unseren Gottesdienst in Altengesees in einer Dorfkirche, die der Landeskirche gehört und in Steeden treffen wir uns in der Wohnung einer Familie. Während Saalfeld eine Stadt mit 27.000 Einwohnern ist, sind die kirchlichen Verhältnisse in Altengesees und Steeden seit langem geklärt. Ja, an beiden Orten hat unsere Gemeinde eine bewegte Geschichte gehabt, die bis heute ihre Spuren hinterlassen hat. Mission wird hier immer auch unter dieser Geschichte zu leiden haben, weil vieles, was in der Vergangenheit geschehen ist, bei manchem noch sehr lebendig ist. So sehen wir vor allem in Saalfeld Möglichkeiten für unsere Mission.

Aber auch die Verhältnisse in der Gemeinde spielen hier eine Rolle. Wo bieten die Gemeindeverhältnisse selbst Möglichkeiten, die wir für die Mission nutzen können? Sind Kinder in der Gemeinde? Wenn ja, dann haben sie Freunde, die sie einladen können. Ist die Gemeinde musikalisch? Dann ist das auch eine Möglichkeit, um Menschen einzuladen und ihnen so das Evangelium zu verkünden. Die Suche nach Möglichkeiten für missionarische Arbeit beginnt mit einem genauen Blick auf die eigenen Verhältnisse. Hier werden sich ganz bestimmt Pfunde finden, mit denen die Gemeinde wuchern kann (Lk 19,16-25).

Bei uns waren das die Kinder, die wir in der Gemeinde haben und für die wir auch etwas anbieten wollten. So wurde ein Kinderkreis begonnen, der von Anfang an missionarischen Charakter hatte. Jeden ersten Dienstag im Monat findet dieser Kinderkreis statt. Zwischen 10 und 15 Kinder kommen regelmäßig und wir schauen uns zusammen eine biblische Geschichte an. Wir basteln etwas und veranstalten ein kleines Kaffeetrinken. Der Effekt dieses Kinderkreises ist nicht nur, dass die Kinder etwas aus der Bibel hören – was zweifellos das Wichtigste ist –, sondern auch, dass die Kinder sich auf der Ebene einer Gemeindeveranstaltung kennenlernen, miteinander etwas unternehmen und so eine Verbindung zur Gemeinde hergestellt wird. Ein nächster Schritt war, dass ich mit den Kindern aus diesem Kreis die Christvesper gestaltet habe. Damit wurden auch die Eltern eingeladen und sie kamen reichlich. Schritt für Schritt soll unsere Gemeinde so für Eltern und Kinder ein guter Nachbar, ein offenes Haus und eine Anlaufstelle bei Fragen und Problemen werden.

Einmal im Jahr, immer im Herbst, wenn die Schule wieder angefangen hat, laden wir Eltern und Kinder zu einem Kinderfest auf unser Grundstück und in die Kirche ein. Auch die Presse wird informiert und berichtet gern. Es ist einfach schön zu sehen, wie sich unser Grundstück

mit vielen Kindern füllt, die begeistert bei der Sache sind und wie Eltern ganz interessiert nachfragen, wer wir sind und was wir machen. Nachdem dieser Kinderkreis nun schon einige Jahre läuft, musste es weiter gehen.

Seit kurzem haben wir nun auch eine Jugendstunde, die vorher nicht möglich war, weil uns die Jugend gefehlt hat. Die älteren Kinder, die nun 12 Jahre und älter sind, die also nicht mehr in einen Kinderkreis kommen wollen, haben nun ebenfalls einmal im Monat die Möglichkeit einen Abend miteinander zu verbringen. Auch das ist schön zu sehen, wie aus den Kindern junge Leute werden, die sich schon lange kennen und die miteinander eine Pizza belegen, Ideen austauschen und ihre Scherze treiben. Ich habe die Möglichkeit, ihnen weiter das Wort Gottes zu sagen. Den Gemeindegliedern ebenso, wie den Gästen, die sich nun schon bei uns ganz zuhause fühlen.

Einmal im Monat finden Kinder- und Jugendkreis statt. Warum nicht wöchentlich? Weil wir das (noch) nicht schaffen. Dazu fehlen uns die Möglichkeiten. Und auch das gehört zu unserem Thema. Wenn wir uns darüber unterhalten, was wir an missionarischen Angeboten realisieren wollen, dann steht immer auch die Frage im Raum, ob wir das Vorhaben überhaupt stemmen können. Was einmal begonnen wurde, muss auch durchgezogen werden. Es bringt nichts, mit großem Tamtam einen wöchentlichen Kinderkreis zu beginnen und dann muss er immer wieder ausfallen, weil sich andere Termine dazwischenschieben oder weil die Belastung für die wenigen Helfer und Kinder in der Gemeinde zu groß werden.

Andere Chancen zur Mission werden uns geschenkt. Seit 2003 habe ich die Möglichkeit, Radioandachten beim MDR Thüringen zu halten. Diese Aufgabe habe ich mir nicht selbst gesucht, sondern sie ist mir zugefallen. Einmal im Jahr kann ich nun eine Woche lang Morgenandachten gestalten. Wie diese Arbeit in Saalfeld wahrgenommen wird, erkenne ich an solchen Äußerungen, wie: „Ach, der Radiopfarrer.“ Das war wohlwollend gesagt, von einem, der mich nur hin und wieder sieht, aber immer sofort weiß, in welche Ecke er mich stecken muss.

Eine weitere Möglichkeit hat sich ergeben, als ein Pfarrer der Landeskirche bei mir anrief und fragte, ob ich nicht hin und wieder im Jahr für die Zeitung eine kurze Andacht schreiben könnte. Sechs- bis siebenmal im Jahr darf ich nun die „Gedanken zur Woche“ in der „Ostthüringer Zeitung“ schreiben. Diese Rubrik enthält immer auch das Bild des Verfassers. Das hilft uns erneut, in Saalfeld bekannt zu werden. Seit drei Jahren kann ich übrigens noch in einem zweiten regionalen Radiosender Andachten aufnehmen, die ein ganzes Wochenende lang wiederholt gesendet werden. Das alles sind Möglichkeiten, die ich nicht gesucht habe, die mir aber angetragen wurden und die ich nicht ablehnen konnte. Ja, das gehört ebenfalls zur missionarischen Arbeit einer Gemeinde, dass sie offene Augen für Möglichkeiten hat und diese auch gern nutzt.

Wenn bisher auch keine Radio- oder Zeitungsandacht dazu geführt hat, dass wir einen Anstieg der Gliederzahlen verbuchen konnten, so haben wir auf diese Weise

doch das Wort unseres Herrn weitersagen können. Bei manchem weckten diese Botschaften schon Fragen, die er von uns beantwortet haben wollte. Auf jeden Fall ist es uns gelungen, unsere Gemeinde in das Bewusstsein der Menschen in Saalfeld zu rücken. Immer mehr Leute kennen uns oder haben schon einmal von uns gehört.

Weitere Möglichkeiten bieten uns Schaukästen und das Internet. Von meinem Schreibtisch aus habe ich freien Blick auf die Straße, an der einer unserer beiden Schaukästen steht. Fast niemand geht vorüber, ohne nicht einen Blick auf den Aushang zu werfen. Viele bleiben stehen und lesen genauer. Wenn ich das sehe, dann weiß ich, dass wir hier eine gute Möglichkeit haben, die wir nicht ungenutzt lassen wollen. Der Schaukasten bietet auch die Chance, Gemeindeglieder in die missionarische Arbeit einzubinden. Ich gestalte den Schaukasten nicht selbst. Das machen andere aus der Gemeinde und mittlerweile sogar Leute, die gar nicht zu unserer Gemeinde gehören, aber eine große Verbundenheit mit uns zeigen. Auch das eigene Auto, mit dem ich Werbung für unsere Gemeinde fahre, bietet die Möglichkeit zur Mission. Vor nicht allzu langer Zeit sagte jemand zu mir: „Ich habe da ein Auto mit der Aufschrift ihrer Gemeinde gesehen, bisher wusste ich gar nicht, dass es sie gibt...“ Das Auto selbst predigt kein Evangelium. Aber es schafft Gelegenheiten, mit Menschen ins Gespräch zu kommen, Aufmerksamkeit zu wecken und unsere Gemeinde bekannt zu machen. Mission braucht Möglichkeiten, Anknüpfungspunkte und vor allem den Willen die gebotenen Chancen auch zu nutzen.

3.3. Mission braucht Geduld

Die Zeiten, in denen der Missionar auf dem Dorfanger eine flammende Predigt hielt und den Rest der Zeit nur noch mit Taufen beschäftigt war, sind (zumindest bei uns) vorbei. Mission ist heute nur in kleinen Schritten möglich. Regelmäßige Kleinarbeit, Gespräche, die Schaffung eines missionarischen Umfeldes, das alles braucht viel Zeit und Geduld. Hierher gehört auch eine gewisse Kontinuität, was die Personen angeht. Mission ist heute sehr personen-gebunden, weil vieles über persönliche Beziehungen läuft. Diese Beziehungen müssen erst einmal aufgebaut werden. Wenn sie dann bestehen, wollen sie gepflegt werden.

Es ist ein weiter Weg von der persönlichen Beziehung hin zum Leben in einer Gemeinde und Kirche. Es bringt also auch nicht viel, wenn man eine Missionsarbeit beginnt und dann immer wieder neues Personal einsetzt. Das habe ich am Anfang meiner Tätigkeit gemerkt, als ich die Arbeit meines Vorgängers fortführen sollte und wollte. Er war vor mir für wenige Monate in Saalfeld und hatte in kurzer Zeit eine ansehnliche Liste mit Kontaktadressen gesammelt. Das hatte er mit seiner persönlichen Art und nach seinen Möglichkeiten, Mission zu treiben, erreicht. Ich war und bin ein ganz anderer Typ als mein Vorgänger. Viele Kontakte konnte ich nicht halten. Denn mit meiner Person und mit meinen persönlichen Fähigkeiten, ließen sich diese Leute nicht auf Dauer „bei Laune halten“. Das war schade und hat letztlich nur unnötige Kräfte verschlissen.

Lebt man länger vor Ort, dann ergeben sich mit der Zeit viele gute Kontakte. Es werden geistliche Gespräche möglich, in denen man das Evangelium weitersagen kann. Aber zur letzten Konsequenz, nun auch mit anderen gemeinsam als Christ leben zu wollen, führt das selten und wenn überhaupt, dann nach längerer Zeit. Wer für seine Missionsarbeit ein schnelles und spürbares Gemeindegewachstum erwartet, wird in den meisten Fällen enttäuscht. Immer sind es nur Einzelne, die irgendwann den Weg in die Gemeinde finden. Die mangelnde Bereitschaft zur Verbindlichkeit ist an allen Ecken und Enden zu spüren. Das ist der Zeitgeist, von dem wir selbst nicht unberührt bleiben. Sich verbindlich auf eine Sache einzulassen und dafür auch auf eigene Vorstellungen und Freiheiten zu verzichten, ist im Zeitalter des Individualismus nicht angesagt. Das hat Auswirkungen auf unsere Mission. Wenn wir zu sehr auf Verbindlichkeit drängen und ungeduldig auf die Menschen eindringen, stoßen wir sie eher ab, als dass wir ihnen helfen.

Ein Beispiel: Vor über zehn Jahren habe ich mit einem jungen Mann unseren Glaubenskurs absolviert.¹⁹ Seit dieser Zeit kam er regelmäßig zur Bibelstunde. Zwischen uns ist eine enge Freundschaft gewachsen. Aber er hat sich zehn Jahre lang nicht taufen lassen. Die Zugehörigkeit zur Gemeinde war ihm zu verbindlich. Was sollte ich tun? Sollte ich ihn drängen und mit harten Worten darauf hinweisen, dass die Verachtung der Taufe nicht zum Glauben an Christus passt? Heute bin ich dankbar, dass ich mich zurückhalten konnte. Zwar kannte er meine Vorstellungen zu dieser Frage, aber er hat auch dankbar wahrgenommen, dass ich Geduld aufgebracht habe. Am Ende hat Gott selbst die Dinge gerichtet. Ein einschneidendes persönliches Erlebnis hat diesen Mann zur Taufe gedrängt und heute ist er ein treues Glied unserer Gemeinde, das sich mit der Gemeinde identifizieren kann und das nun auch missionarisch mitarbeitet.

Mission braucht Geduld! Das gilt für die Missionare ebenso, wie für die, die mit ihrem Geld und ihren Gebeten die Mission unterstützen. Der Erfolg von Mission lässt sich nicht einfach an Gliederzahlen messen. Es ist mein Wunsch, dass wir es als Gesamtkirche wieder einmal wagen, eine echte Missionsgemeinde ins Leben zu rufen. Es gibt Gebiete in Deutschland, in denen wir als Kirche nicht vertreten sind. Das ist schlecht, denn dort wohnen Menschen, die unser Angebot einer bibeltreuen lutherischen Kirche suchen und die froh wären, wenn sie uns finden könnten. Wenn wir uns dazu durchringen könnten, eine neue Mission zu starten, dann müssen wir uns aber auch darüber im Klaren sein, dass eine solche Arbeit allerhand Geduld verlangt. Mit ein oder zwei Jahren ist da nicht viel getan.

3.4. Mission braucht Hilfe

Kleine Gemeinden treiben im Rahmen ihrer personellen und äußeren Möglichkeiten Mission. Hier ist manches denkbar, aber es sind Grenzen gesetzt. Da ist es gut,

¹⁹ Was Christen glauben, Glaubenskurs, hg. von der Ev.-Luth. Freikirche, 5. Aufl., Zwickau Concordia-Verlag 2009.

wenn wir auf die Hilfe anderer zurückgreifen können. Beispiele dafür gibt es. Hilfe geschieht nicht nur in finanziellen Belangen. Seit vielen Jahren ist es in unserer Gemeinde eine gute Tradition geworden, dass wir am zweiten Adventswochenende Bläser aus anderen Gemeinden bei uns zu Gast haben. Auf dieses Wochenende freuen sich Gemeinde und Bläser in gleicher Weise. Mit ihren Instrumenten geben uns die Bläser auch missionarische Möglichkeiten, die wir sonst nicht hätten. Wir gehen mit ihnen in Pflegeheime und auf dem Platz vor unserer Kirche erklingen Weihnachts- und Adventslieder. Am Sonntag feiern wir gemeinsam einen besonderen Gottesdienst, zu dem wir seit Jahren mit Erfolg einladen. Jedes Jahr kommen Gäste und wir werden sogar nach diesem Gottesdienst gefragt. Mittlerweile gibt es diese Bläserwochenenden zur Adventszeit auch in anderen Gemeinden unserer Kirche. Solche Gelegenheiten sind für alle ein Gewinn. Nicht nur, dass wir nach außen bekannter werden, wir lernen uns auch untereinander besser kennen. Hin und wieder ist es zu spüren, dass wir viel zu wenig über die Verhältnisse in anderen Gemeinden wissen. Je besser wir uns kennen lernen und je mehr wir auch miteinander im Reich Gottes arbeiten, umso größer wird das Verständnis für einander.

Auf musikalischer Ebene scheint überhaupt einiges in unserer Kirche möglich zu sein. Einen großen Kirchenmusiktag, wie er regelmäßig in Zwickau stattfindet, werden wir in Thüringen nicht stemmen können. Aber ein Chornachmittag, der durch den Jugendchor gestaltet wird, oder Projekte wie der Schützchor, den es vor einigen Jahren gegeben hat, sind bei uns möglich und werden gern angenommen. Andere Gemeinden bieten Orgelkonzerte oder Chorabende an. Vortragsreihen, Samstagseminare, interessante Vorträge von Fachleuten aus unseren Gemeinden zu bestimmten Themen (z.B. Sintflutgeschichte) liefern Anknüpfungspunkte zum Evangelium. All das ist möglich und geschieht, weil wir füreinander da sind.

Mission braucht Hilfe! Allerdings heißt das auch für diejenigen, die Hilfe in Anspruch nehmen wollen, dass sie ihre Anliegen bekannt machen, und dass sie auch bereit sind, über die Verwendung der empfangenen Hilfe Auskunft zu geben. Das geschieht zum Beispiel durch einen Rundbrief unserer Paul-Gerhardt-Gemeinde in Kleinmachnow, über den Interessierte erfahren, was dort gerade läuft, was geplant ist, und wo Hilfe nötig ist. Für die Zukunft wünsche ich mir noch viel mehr die Vernetzung unserer Gemeinden, und dass wir Mission immer mehr als gemeinsame Aufgabe verstehen, bei der wir uns gegenseitig unterstützen wollen.

3.5. Mission braucht Zuversicht trotz Rückschlägen

Missionsarbeit war noch nie leicht. Ein Blick in die Apostelgeschichte lehrt uns, dass Mission immer mit Rückschlägen, mit Widerspruch und Anfechtung verbunden ist. Wie soll es auch anders sein, wenn wir in eine gottlose Welt das Wort Gottes tragen. Für missionarische Arbeit ist es daher unerlässlich, Zuversicht zu haben. Diese Zuversicht dürfen Missionare immer wieder aus dem Wort ihres

Herrn schöpfen. Zuversicht und Freude an dieser Arbeit kommt aber umso mehr, je mehr man sich von seinen Glaubensgeschwistern getragen weiß. Auch das können wir schon im Neuen Testament erfahren. Der Apostel Paulus war dankbar für die Gebete seiner Gemeinden und für die Unterstützung, die er etwa von den Philippnern empfangen hatte (Phil 4,10-12). Dabei war ihm weniger an den äußeren Gaben gelegen, als vielmehr daran, in diesen Gaben die Liebe der Mitchristen zu erkennen.

Wenn Gemeinden, ganz gleich ob groß oder klein, Mission treiben, dann dürfen sie das mit Zuversicht tun. Ihre Aufgabe ist es, das Wort Jesu zu verkünden. Wenn uns für missionarische Arbeit der Mut fehlt, dann liegt das nicht selten an falschen Erwartungen und an einer falschen Motivation, mit der wir diese Arbeit tun. Missionarischer Erfolg liegt dann vor, wenn ich die Möglichkeit hatte, zu verkündigen. Das ist ja unser Auftrag. Natürlich wollen wir dieses Wort auch immer so verkünden, dass es die Herzen der Menschen erreicht. Hier werden wir deshalb immer aufs Neue nach Möglichkeiten suchen und für neue Ideen offen sein. Doch wir haben keine Verheißung dafür, dass wir auch messbare Erfolge zu sehen bekommen. Wenn ich dann trotzdem sehen darf, dass das verkündigte Wort Früchte trägt, ist das umso schöner.

4. Schluss

„In kleinen Gemeinden ist man noch viel eher auf Mission angewiesen!“ Stimmt es, dass eine Gemeinde auf Mission angewiesen ist? Ich denke nicht! Wenn wir Mission treiben, dann nicht um unserer selbst willen. Eine Gemeinde und Kirche, die deshalb Mission treibt, damit sie wirtschaftlich überlebt, ist auf einem falschen Weg. Ich würde mir sehr wünschen, dass wir in Zukunft die Themen klar unterscheiden. Ganz gewiss ist es mit großen finanziellen Opfern verbunden, wenn kleinere Gemeinden unterstützt werden, oder wenn ein neuer Missionspunkt entstehen soll. Wenn wir aber darüber reden, wie derartige Opfer möglich sind oder nicht, dann ist das Thema Mission fehl am Platz. Tun wir es doch und meinen wir, durch Mission könnten wir wirtschaftlich gesunden, läuft das auf eine falsche Motivation hinaus, die am Ende enttäuscht werden muss.

Missionarische Arbeit in „kleinen“ Gemeinden darf sich eigentlich nicht darin von der missionarischen Arbeit in größeren Gemeinden unterscheiden, dass sie überhaupt geschieht. Wir alle sollten „Missionsgemeinden“ sein. Der Unterschied liegt nur darin, mit welchen Mitteln und von wie vielen Missionaren die Arbeit getan wird. Hier werden besonders wir „kleinen Gemeinden“ immer wieder Hilfe benötigen. Hilfe, die nicht nur in Finanzen, sondern in Gaben und Gebeten besteht. Gebe Gott uns allen, dass wir uns in unseren Gemeinden und unserer Kirche nicht nur mit uns selbst befassen, sondern dass wir gern und mit allen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, das Wort von der Versöhnung mit Gott weitertragen. Jörg Kubitschek

(Vortrag, gehalten beim ELFK-Vorsteherstag in Nerchau im März 2013 und bei der Pastorkonferenz im Juni 2013. Der Verfasser ist Pfarrer in Saalfeld und Lehrbeauftragter am Luth. Theol. Seminar in Leipzig)

• UMSCHAU •

Das Wunder der menschlichen Sprache

Allein wir Menschen können sprechen und singen. Das ist einfach genial. Ich staune immer wieder darüber. Es ist gut, einmal über etwas so Alltägliches wie die menschliche Sprache nachzudenken. Von Kindheit an haben wir uns daran gewöhnt, sprechen zu können. Haben wir unserem Schöpfer jemals dafür gedankt? Der Liederdichter Paul Gerhardt erinnert uns daran, das zu tun. In seinem schönen Morgenlied „Lobet den Herren“ (EG 447, LKG 280) heißt es:

*Das unsre Sinnen wir noch brauchen können
und Händ und Füße, Zung und Lippen regen,
das haben wir zu danken seinem Segen.
Lobet den Herren!*

Im Sprechen öffnen wir uns. Wir teilen dem Anderen etwas ganz Persönliches von uns mit, unsere Gedanken und Gefühle, Gutes oder Schlechtes, Wahres oder Falsches, Sinnvolles oder Sinnloses, Wichtiges oder Unwichtiges. Die Sprache setzt unsere geistigen Fähigkeiten voraus. Sprechen und Denken gehören zusammen. Unbewusst lösen wir uns von den konkreten Dingen oder Geschehnissen und formen dafür hörbare Lautgebilde, Wörter und Sätze. Das ist eine geistig-schöpferische Tätigkeit. Gott verleiht sie Adam, dem Menschen, um den Lebewesen „Namen“ zu geben (1Mose 2,19). Kein Tier ist zu einer solchen Leistung befähigt, auch nicht der am höchsten entwickelte Menschenaffe, obgleich er rein körperlich den Menschen so verwandt erscheint. Wir haben unsere Sprache, normalerweise die Muttersprache, als Kind über eine längere Zeit gelernt. Lediglich die körperbaulichen (anatomischen) Voraussetzungen zur Sprachfähigkeit sind uns angeboren.

Ein kompliziertes Gebilde

Unser Sprachapparat ist ein höchst kompliziertes Gebilde. Vergewaltigen wir uns einmal, welche phantastischen Leistungen wir beim Sprechen vollbringen, ohne uns dessen bewusst zu sein.²⁰

Während wir Sätze bilden, wird der gesamte Wortschatz unseres Gedächtnisses siebenmal in der Sekunde auf passende Wörter hin abgetastet. Unser Gedächtnis hat bis zu 80.000 Wörter gespeichert, aus denen das jeweils geeignete herausgesucht werden muss. Der Zuhörer muss andererseits mit der gleichen atemberaubenden Geschwindigkeit die gehörten Laute analysieren, vergleichen und einordnen.

Der sogenannte aktive Wortschatz umfasst etwa 15.000 Wörter, die er regelmäßig verwendet. Alle vier Zehntelsekunden wählt er bei normalem Sprechen ein Wort aus diesem Vorrat aus und aktiviert gleichzeitig die Bildung entsprechender Laute. Dabei spielen sich

in jeder Sekunde mehrere hundert (!) Muskelereignisse ab. Das heißt im Einzelnen: die Muskel der Lippen, der Zunge, des Kehlkopfes, des Zwerchfells, der Wangen und andere Muskeln müssen – exakt aufeinander abgestimmt – gespannt oder entspannt werden. Da beim Übergang von einem Sprachlaut zum anderen ganz verschiedene Muskelstellungen nötig sind, muss 15-mal je Sekunde an jeden beteiligten Muskel ein Befehl gegeben werden, ob er seine Spannung entweder beizubehalten, sich zusammenzuziehen oder zu entspannen hat.

Das alles und noch vieles mehr geschieht ganz von allein, ohne unser bewusstes Zutun. Der genaue Mechanismus, der in unserem Gehirn Wörter nach den Regeln der Satzlehre zu einem sinnvollen, verstehbaren Satz zusammenbaut, ist trotz intensiver Bemühungen der Sprachforscher bis heute noch nicht hinreichend geklärt. Anhand einer speziellen Computer-Tomographie²¹ kann man aber sichtbar machen, welche Bereiche im Gehirn beim Hören, Sehen, Sprechen und Bilden von Worten besonders stark aktiviert werden.

Ein Problem für die Evolution

Die einzigartige Tatsache, dass nur wir Menschen sprechen können, ist natürlich auch den Verfechtern der Evolutionslehre aufgefallen. Nach Charles Darwin (1809-1882) macht die Evolution, also die langsam fortschreitende Höherentwicklung der Lebewesen, im Verlauf der Erdgeschichte keine Sprünge. Nach dieser Auffassung müsste sich auch die Sprache in allmählicher Aufeinanderfolge kleiner Veränderungen entwickelt haben. Es müsste also sogenannte Übergangsformen gegeben haben oder geben.

Das ist aber nicht der Fall. Gewiss gibt es auch bei den Affen, wie bei anderen Tieren, unterschiedliche Lautäußerungen, mit denen sie sich gegenseitig verständigen, etwa bei drohenden Gefahren. Es zeigen sich aber nirgends auch nur Ansätze zu einer Wortbildung, geschweige denn zu einer Satzbildung. Biologen und Verhaltensforscher haben deshalb mit viel Mühe und Geduld versucht, Affen durch Dressur zum Sprechen zu erziehen. Damit könnte man, so meinten sie, eine eventuell vorhandene Sprachbegabung oder Anfänge geistiger Fähigkeiten feststellen. Gar nichts dergleichen konnte gefunden werden. Die Ergebnisse sind mehr als enttäuschend. Das ist eine durchaus peinliche Situation für die Vertreter des Evolutionsdogmas.

Wie genaueste Forschungen im Einzelnen gezeigt haben, wäre ein Schimpanse, selbst wenn er denken könnte, nicht in der Lage, seine Gedanken sprachlich zu formulieren, weil ihm die körperlichen Vorausset-

zungen des benötigten Stimmapparates fehlen. Aber selbst wenn die Menschenaffen diese Voraussetzungen zur Vokal- und Konsonantenbildung erfüllten, könnten sie dennoch nicht sprechen, weil ihnen die dafür erforderliche Größe und Struktur des Gehirns fehlt. Das Volumen des Gehirns von Affen beträgt im Durchschnitt weniger als einen halben Liter. Zur Ausbildung der Sprachfähigkeit wird jedoch mindestens das doppelte Gehirnvolumen gebraucht. Den Menschenaffen fehlt das nach seinem Entdecker Pierre Paul Broca (1824-1880) benannte Sprachzentrum im linken Großhirn-Schlafenlappen. Dieser spezielle Bereich im menschlichen Gehirn ist aber zur Steuerung der Sprechmotorik unbedingt nötig.

Eine Brücke von Mensch zu Mensch

Es gibt also eine unüberbrückbare Kluft zwischen den Menschen und den Menschenaffen. Das Evolutionsmodell fordert Lebewesen, die als Übergangsformen für eine Schritt-für-Schritt-Entwicklung der Sprache angesehen werden könnten. Diese gibt es aber, wie wir wissen, nicht.

Das Entscheidende ist und bleibt der Geist des Menschen. Er koordiniert das Gehirn und den gesamten Sprachapparat und bedient sich beider, wie ein Pianist des Klaviers, auf dem er spielt. Die Sprache ist ein Privileg menschlicher Kommunikation. Ja, sie ist ohne Zweifel unser herausragendes Vorrecht. Das persönliche Gespräch mit einem geliebten Menschen ist uns die vertrauteste und wertvollste Form der Kommunikation überhaupt.

Wir hören und erlernen die Muttersprache. Das beginnt ja bereits vor der Geburt. Die Kommunikation der Schwangeren mit dem Ungeborenen, sowohl in liebevoller Zuwendung als auch in Gespräch und Lied, ist von nachhaltigem Einfluss auf die Persönlichkeitsbildung. Das gilt natürlich erst recht für die Zeit nach der Geburt. Es ist immer wieder faszinierend zu beobach-

ten, mit welcher Begeisterung das kleine Kind von sich aus bemüht ist, alle Worte und Laute seiner Umgebung nachzuplappern, um so das Sprechen zu lernen.

Das Spektrum menschlichen Sprechens und Singens ist gewaltig. Von den ersten formulierten Lauten „Ma-ma“ oder „Pa-pa“ eines Kindes bis hin etwa zu einer Rede wie der Richard von Weizsäckers am 8. Mai 1985 anlässlich des 40. Jahrestages der deutschen Kapitulation. Da ist das Vertrauliche „Ich hab dich lieb!“ zweier sich Liebender und andererseits die politische Agitation eines nationalsozialistischen Führers für den „totalen Krieg“ nicht lange vor dem Kriegsende. Da ist das fröhliche Singen eines Kindes – wo ist das noch zu hören? – und da ist der ausdrucksstarke Gesang eines Chores. Dabei erfolgt die zwischenmenschliche Kommunikation nie nur in Worten. Auch die Körperhaltung, die Mimik, die Gesten, ja, der ganze Mensch tragen zum Gelingen der Kommunikation bei.

Eine Gefahr durch Missbrauch

Nach dem Zeugnis der Bibel begann das Elend des Menschen mit einem zweifachen Missbrauch der Sprache. Die Schlange zieht zuerst das Wort Gottes in Zweifel: „Sollte Gott gesagt haben...?“ Und bald darauf folgt die erste Lüge: „...ihr werdet sein wie Gott“ (1Mose 3,5). Auch für uns besteht immer die Gefahr, die Sprache zu missbrauchen. Jakobus warnt uns im 3. Kapitel seines Briefes davor: „*Mit der Zunge loben wir den Herrn und Vater, und mit ihr fluchen wir den Menschen, die nach dem Bild Gottes gemacht sind*“ (Jak 3,9). Und er ruft uns zur Wahrhaftigkeit auf mit den Worten: „*Es sei aber euer Ja ein Ja und euer Nein ein Nein, damit ihr nicht dem Gericht verfallt*“ (Jak 5,12, vgl. Mt 5,37). Mit jedem Wort, mit jedem Satz können wir Wahres und Falsches, Wichtiges und Bedeutungsloses sagen.

Helmar Repmann

(Mit freundlicher Genehmigung leicht gekürzt aus: Biblisch glauben, denken, leben; hg. vom Bibelbund, Nr. 99, S. 2-4; Mai 2013)

Hans Möller

Alttestamentliche Bibelkunde

Diese Bibelkunde des Alten Testaments genießt in bibeltreuen Kreisen einen guten Ruf und wird seit Jahren gern benutzt. Sie liegt jetzt in einer dritten, verbesserten Auflage vor. Die neue Ausgabe wurde nutzerfreundlich gestaltet: Eine besser lesbare Schriftart kam zum Einsatz; das Layout ist übersichtlicher gestaltet; zu jedem biblischen Buch wird die Literatur gesondert angegeben; ein Personen-, Sach- und Bibelstellenregister erleichtert das Nachschlagen. Vor allem erhielt das Buch endlich einen haltbaren Festeinband.

Das Werk bietet Ausführungen zu jedem Buch des Alten Testaments. Es geht dabei über manche andere Bibelkunde hinaus, die nur einen knappen Überblick enthält. Ausführlich wird auf Einleitungs- und Gliederungsfragen eingegangen.

Der Verfasser, Dr. habil. Hans Möller (1908-1996), schrieb im Vorwort der ersten Auflage: „Heutzutage kann eine Bibelkunde nicht an den durch die Bibelkritik aufgebrachten Anschauungen und aufgeworfenen Fragen vorübergehen. Darum gehe ich bei jedem Buch des Alten Testaments darauf ein, ohne allerdings die Positionen lutherischer Tradition aufzugeben. Besonderen Wert lege ich auf die Gliederung des Inhalts der Bücher und auf die Hinführung zum Neuen Testament. Denn nur, wenn das Alte Testament vom Neuen her verstanden und gedeutet wird, besteht die Berechtigung und die Notwendigkeit, es in der Christenheit als Teil der Bibel beizubehalten und es für Verkündigung, Unterweisung und persönliche Erbauung zu verwenden.“

Concordia-Verlag Zwickau, 3., neubearbeitete Auflage, 490 Seiten, Format 14,8x21,00cm, Hardcover mit farbigem Bezug, EVP 24,90 EUR, ISBN 978-3-910153-70-7

²⁰ Vgl. Neil A. Campbell, Biologie, Heidelberg u.a. 1997; W. Kuhn, in: Wege mit dem Menschen, 2005.

²¹ Genannt PET = Positronen-Emissions-Tomographie; Tomographie = Aufzeichnung eines Querschnitts.

Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 2013/2014

	Wo-Std.	Dozent
Altes Testament:		
Exegese Amos (1. Teil)	2	Herrmann
AT-Lektüre Genesis Kap. 41ff	1	Herrmann
AT-Einleitung I: Grundlagen	2	Herrmann
AT-Seminar: Messian. Weissagungen	2	Klärner
Neues Testament:		
NT-Einleitung I: Geschichtsbücher	2	Weiß
NT-Einleitung V: Offenbarung	1	Weiß
NT-Lektüre: Missionsreisen	1	Weiß
Exegese Galaterbrief	2	Weiß
Historische Theologie:		
Dogmengeschichte I: Alte Kirche	2	Herrmann
KG-Übung: Kirchen im 3. Reich	3	Herrmann
Systematische Theologie:		
Theol. d. Bekenntn. I: Erbsünde	2	Hoffmann
Dogmatik I: Prolegomena	2	Hoffmann
Dogmatik VI: Sünde u. ihre Folgen	2	Hoffmann
Praktische Theologie:		
Homiletische Übung (2. Teil)	2	Klärner
Pastoraltheologie III: Kasualien	2	Hoffmann
Seelsorge II	1	Hoffmann
Homilet. Proseminar: Andachten	1	Klärner
Liturgik II	1	Kubitschek
Studium Generale:		
Sport	1	(fakultativ)

TERMINE:

2.+4. Oktober 2013 vorlesungsfrei
 21.-27.10. Aufbaurüste in Weitenhagen (Leitung: Uwe Klärner)
 31. Oktober 2013: Reformationstag
 20. November 2013: Buß- und Betttag
 16.12.2013 – 3.1.2014: Weihnachtspause

60 Jahre Lutherisch Theologisches Seminar 1953-2013

Am 28. September 2013 Seminartag aus Anlass des 60-jährigen Bestehens

Programm:

10.00 Uhr Festgottesdienst
 11.00 Uhr Jahresversammlung des Freundeskreises (Wahl des Vorstandes),
 13.00 Uhr Vortrag I: Bibeltreue theologische Ausbildung in Deutschland heute (Rektor Holger Weiß),
 14.30 Uhr Vortrag II: Lutherische Theologie im Kampf – Eine Untersuchung zum Synkretismus-Streit im 17. Jh. und zur Frage des konfessionellen „Burgfriedens“ (Dr. Tim Schmeling (Mankato/USA)
 30.9./1.10.2013: Gastvorlesung Dr. Tim Schmeling/Mankato (USA) über „Georg Calixt und die Helmstedter Theologie im 17. Jahrhundert“
 3. Oktober 2013: Ehemaligentreffen im Seminar (ab 14 Uhr)